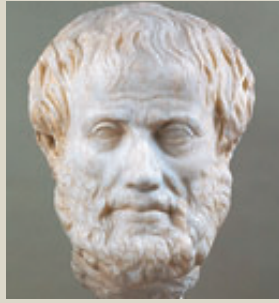




Philosophen im Zeichen von Vorsehung und Verhängnis



Aristoteles



Seneca



Montaigne



Heidegger



Wittgenstein

Der Schatten Schicksal

An Silvester haben Wahrsager und Sterndeuter Hochkonjunktur. Alles Scharlatane, wie die Aufklärung warnt? Nein – sie befassen sich mit dem, was seit Jahrhunderten „Schicksal“ heißt. Viele Menschen können von diesem Wort nicht lassen. Recht haben sie. *Von Mathias Schreiber*

Denn er wusste nicht, was er tat: Der amerikanische Filmschauspieler James Dean ist stolz auf seinen neuen Porsche und fährt vor bei der bildhübschen jungen Kollegin Ursula Andress, dem Fräuleinwunder aus der Schweiz, das später, als schaumgebornene Nixe aus dem Meer steigend, Ruhm in einem James-Bond-Thriller ernten durfte. Dean, 24 Jahre alt, ist gerade gefeiert worden für seine Rolle in dem Hollywood-Film „Jenseits von Eden“ (der Kinostart von „Denn sie wissen nicht, was sie tun“ steht unmittelbar bevor). Er möchte, dass die Schöne, der er schon mal einen Heiratsantrag gemacht hat, ihn am nächsten Tag zu einem Autorennen nach Salinas, Kalifornien, begleitet. Er will dort selbst starten. Es ist der sonnige 29. September 1955.

Um ein Haar wäre Ursula Andress mitgefahren. Aber da steht, „wie der Zufall spielte“ (so die James-Dean-Biografen Joe und Jay Hyams), plötzlich ein Mann, der Schauspieler John Derek, in den sie seit längerem verliebt ist, vor ihrer Haustür. Dean braust, etwas eifersüchtig

und verärgert, davon. Das Jugendidol James Dean, der unverschämte gut aussehende Kinoheld, der bisexuelle Mädchenschwarm, die Personifikation von Lässigkeit, Leidenschaft, Melancholie und pubertärem Eigensinn – sie gibt ihm einen Korb.

Am Tag darauf rast er los und fährt, am 30. September gegen 18 Uhr, auf eine Kreuzung zu. Ein großer Ford kommt von vorn, der über seine Spur hinweg abbiegen will, aber nicht auf den Gegenverkehr achtet. „Der Kerl muss doch stehenbleiben“, schreit James Dean hinüber zu seinem Beifahrer, einem Mechaniker der Firma Porsche. Der Kerl bleibt nicht stehen, die Fahrzeuge knallen ineinander, James Dean wird beinahe geköpft („Genickbruch“), der Beifahrer überlebt trotz Verletzungen.

Eine Woche vorher hatte Autonarr Dean in einem Restaurant den britischen Schauspieler Alec Guinness getroffen und ihm stolz sein neues Geschoss gezeigt. Nachdem Dean ihm die brillanten Fahreigenschaften des Sportwagens erläutert hat, findet Guinness, das Auto sehe beinahe böse aus,



Terroranschlag in New York 2001
Ein Tag, der alles verändert



Wahrsagerin Sibylle von Delphi (Fresko von Michelangelo, 1510): *Nach der Betrachtung des Himmels der Blick auf das Kommende*

und sagt: „Bitte steigen Sie niemals hinein. Wir haben heute Freitag, den 23. September, und jetzt ist es genau 22 Uhr. Wenn Sie in diesen Wagen steigen, werden Sie innerhalb einer Woche damit tödlich verunglückt sein.“ Danach gehen sie essen.

Alec Guinness hat Deans Tod exakt vorhergesagt. Was hat ihn dazu befähigt? Eine innere Stimme, ein geheimnisvoller Sensus für Schicksalhaftes? War es bloß Zufall?

Als Ursula Andress ihren Part der unglaublichen Story bei einer TV-Sendung im Juni 2005 erzählt, wird sehr rasch deutlich: Jener Spätsommer vor einem halben Jahrhundert ist für sie mehr als ein wichtiger Teil ihrer Biografie, da stand alles auf dem Spiel, und ein unwahrscheinlicher Glücksfall hat ihr Leben gerettet. Dass John Derek genau im entscheidenden Augenblick erschien, macht aus ihm einen Engel. Der Tag, an dem James Dean ohne sie in den Tod fuhr, war für sie wie für ihn ein „Schicksalstag“. Anders kann der Tag kaum genannt werden, obwohl nicht ganz klar ist, was es heißt, dieses waldhoni-gschwere Wort „Schicksal“.

Der Philosoph Martin Heidegger bezeichnet es in seinen Hölderlin-Vorlesungen 1934/35 als „dieses wesentlich deutsche Wort“. Das „gewaltige“, „ewige Schicksal“, das Goethe an die Seite der „allmächtigen Zeit“ rückt: Es wird von den Menschen seit

Jahrhunderten beschworen – in der Form „Schicksel“ (das durch die Vorsehung Geschickte) von den Deutsch Sprechenden seit dem 17. Jahrhundert, dem Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges.

„Das ist eben Schicksal“: So kommt es bis heute fast jedermann leicht über die Lippen, wenn etwas anscheinend Unabänderliches, Zwingendes und zugleich Wichtiges geschieht, ohne dass er es wesentlich beeinflussen kann – sei dies nun eine Naturkatastrophe, ein schrecklicher Unfall, ein terroristischer Anschlag, eine histori-

scheinbar beherrscht, kann dem Dramatiker Franz Grillparzer nicht mehr folgen, wenn der dem „Schicksal“ attestiert: Seines „Donnerwagens Lauf hält kein sterblich Wesen auf“.

Ist nicht alles Zufall, was sentimentale-re Menschen „Schicksal“ nennen? Ist nicht die Natur, und dazu gehören auch die menschliche Psyche und das Weltall, längst zum Gegenstand maschinengestützter Großforschung erkaltet, weshalb sie als Träger alter Schicksalsgedanken einfach ausfällt?

Und der Rest wäre dann halbseidene Esoterik, lächerlich wie ein Horoskop, das – so „Bild“ am 12. Dezember 2006 – etwa einem Wasser-

mann unter der Rubrik „Liebe“ den sensationellen Rat gibt: „Sie brauchen heute mal etwas mehr Zeit für sich“?

Wenn nicht alles täuscht, feiert trotz solcher Bedenken das Wort „Schicksal“ eine erstaunliche Wiederkehr. Aktuelle Umfragewerte, im Auftrag des SPIEGEL von TNS Infratest in der dritten Dezember-Woche ermittelt, sagen aus: Sehr viele Deutsche, immerhin 52 Prozent der Erwachsenen, glauben, dass immer oder manchmal eine höhere Macht ihr Leben beeinflusst; von diesen wiederum denken 32 Prozent dabei an die Macht des

Seit dem Dreißigjährigen Krieg reden die Deutschen vom Schicksal.

sche Wende oder der Ausbruch einer unheilbaren Krankheit, der Verlust eines geliebten Menschen, urplötzliche, unverschuldete Arbeitslosigkeit. Auch eine neue Liebe, das Glück, um Haaresbreite vor dem Sturz in die Schlucht bewahrt worden zu sein, oder der innere Zwang einer Obsession werden „schicksalhaft“ genannt.

Kein Zweifel: Das große, leicht überforderte Wort „Schicksal“ schillert und riecht nach Denkfaulheit. Ist es noch zeitgemäß? Der aufgeklärte Nutzer einer Computerkultur, die weltweit alles in Zahlen, Tabellen und Internet-Dossiers erfasst und damit

„Schicksals“, 10 Prozent nennen sie lieber „Zufall“. 52 Prozent – von den Ostdeutschen nur 37 – geben dieser höheren Macht den Namen „Gott“.

Darf man viele Millionen Mitbürger, mehr als die Hälfte der deutschen Bevölkerung – bei den 18 bis 29 Jahre jungen sind es sogar 55 Prozent –, wegen ihres Glaubens an eine höhere Macht in Bausch und Bogen als irrational oder unaufgeklärt abwerten? Wohl nicht.

Erst recht nicht, wenn diese Zahlen im Kontext kultureller Auffälligkeiten betrachtet werden: TV-Verfilmungen schicksalhafter Geschichtsdramen – Bomben-Inferno über Dresden, Flutkatastrophe in Hamburg, Untergang des Segelschiffs „Pamir“ – haben Traumquoten. Bestsellerautor und Thomas-Mann-Preisträger Günter de Bruyn gibt seinem Großwerk über die deutsche Hauptstadtkultur um 1800 („Als Poesie gut“) den Untertitel „Schicksale aus Berlins Kunstepoche“. Grimme-Preisträger Jan N. Lorenzen unterteilt sein neues Buch über „Die großen Schlachten“ „Mythen, Menschen, Schicksale“. Zwei Beispiele der üppigen Schicksalsproduktion 2006.

Auch im Alltag dräut es: Hand- und Kartenlesen, Horoskoplektüre, Zukunftsprognosen – am häufigsten über das Klima – verheißen Schrecken und Freude, selbst simple Hoffnungsspender wie Hufeisen, Amulette, Maskottchen, Marienkäfer, Glückspfennige, Glücksschweine, Kleeblätter sind beliebt wie lange nicht. Die Hamburger „Zeit“, das Flaggschiff bedenkllicher Aufgeklärtheit, titelte kurz vor Weihnachten über das Schicksalsthema „Die Macht der Sterne“.

Große Ereignisse der Historie und Zeitgeschichte sind es vor allem, die, allen sozialwissenschaftlichen und ökonomischen Ursachenanalysen zum Trotz, als mysteriös schicksalhaft empfunden und etikettiert werden. Das passt zu jener Abwendung des Zeitgeistes von der fortschreitenden Verwissenschaftlichung der Welt, die in den achtziger Jahren als „Postmoderne“ diskutiert wurde und bis heute nachwirkt.

Ein beliebtes Muster dafür, ein erschütternd Unabänderliches schicksalhaft zu deuten, ist die Wendung vom Tag, der „alles“ verändert hat, nach dem „nichts mehr so ist, wie es war“. Tage, die solche

Schicksalsformulierungen provoziert haben, bietet die Geschichte reichlich: etwa den 18. Oktober 1813, als sächsische Soldaten überraschend die Seite wechseln und so Napoleons Niederlage in der Völkerschlacht bei Leipzig einleiten; Historiker sagen, dies sei die Geburtsstunde des deutschen Patriotismus gewesen. Oder den 9. November 1989, als die Berliner Mauer sich plötzlich öffnet und viele Bürger diese Wende nicht anders zu bewerten wissen als mit dem Ausruf: „Wahnsinn!“

Ein denkwürdiger Tag der Tage, der nicht so weit zurückliegt, bebt noch heute besonders heftig nach: der 11. September 2001, jener sonnige Morgen, an dem zwei entführte Passagierflugzeuge sich in das New Yorker World Trade Center bombten, ein weiteres ins Pentagon stürzte und noch eines bei Pittsburgh auf einem Feld zer-

schellte. Die vierfache Katastrophe, bei der etwa 3000 Menschen starben, war von islamistischen Terroristen inszeniert, insofern relativ klar zuzuordnen und kein klassischer Schicksalsschlag. Als schicksalhafte Überwältigung erlebten sie aber viele Betroffene: Passagiere und deren Angehörige, Feuerwehrleute, Büroangestellte, Passanten, Touristen, Journalisten.

Deren Erzählungen schockierten den Rest der Welt kaum weniger als die unglaublichen Fernsehbilder der brennenden Türme, aus denen Menschen in den Tod sprangen, die wie Puppen oder Stuntmen in einem brutalen Thriller wirkten.

Als schicksalhaft im tragischen Sinn empfinden diesen Tag zum Beispiel die Freunde von John O'Neill, dem langjährigen Anti-Terror-Chef der amerikanischen Bundeskriminalpolizei FBI. Er hat lange

vor dem 11. September Flugzeugattentate der islamistischen Terroristen um Osama Bin Laden für wahrscheinlich gehalten und schon etliche einschlägige Spuren erfolgreich gesichert, ohne angemessen Gehör gefunden zu haben. Und er ist gerade mal 19 Tage in seinem neuen Amt als Sicherheitschef des World Trade Center tätig. Sein Büro liegt im 34. Stock; kurz bevor die Türme zusammenbrechen, kann er noch auf die Straße rennen und seiner Freundin übers Handy sagen, wie sehr er sie liebe. Dann läuft er, wohl um zu helfen, zu den Hochhäusern zurück und stirbt in den giftigen, brennenden Trümmern.

Ausgerechnet den Propheten selbst ereilt das Schicksal in der Gestalt des von ihm Vorhergesagten. Ausgerechnet ...

Ausgerechnet am Tag der Katastrophe hat der Ehemann der Anwältin Barbara Olson Geburtstag. Um mit ihm frühstücken zu können, verschiebt sie den früher geplanten Flug nach Los Angeles um 24 Stunden. Nur deshalb gerät sie in die Maschine, die dann auf einen Flügel des Pentagon stürzt. Howard Lutnick, Chef der Handelsfirma Cantor Fitzgerald, hält sich am selben Vormittag ausnahmsweise nicht im Nordturm des World Trade Center auf, weil er seinen Sohn zum ersten Vorschultag begleitet. Es gibt ein Foto, das ihn bei dieser Gelegenheit mit seinem fünfjährigen Sprössling zeigt. Ein Glücksbild – 658 Mitarbeiter der Cantor-Firma, darunter ein jüngerer Bruder des Chefs, werden, während

Schauspieler Dean, Andress (1955)



Deans Porsche nach dem Unfall (1955)



Die schöne Schauspielerin Ursula Andress wäre Ende September 1955 beinahe in den Porsche ihres aufstrebenden Kollegen James Dean („Jenseits von Eden“) gestiegen, um dabei zu sein, wenn er bei einem Autorennen in Salinas, Kalifornien, starten würde. Ein Engel hat sie davor bewahrt, mit Dean in den Tod zu rasen. Er hieß John Derek.

dieses Bild entsteht, zusammen mit 91 Passagieren verbrannt, erstickt, zermalmt, als die American-Airlines-Maschine mit 30 000 Liter Kerosin im Tank den Nordturm des Handelszentrums durchbohrt.

Lutnick fragte sich danach immer wieder: „Habe ich Glück gehabt? Oder ist es eher Schicksal?“

Ein gutes Jahr nach dem 11. September 2001, im Oktober 2002, tanzten zwei deutsche Schwestern, Isabel, 24, und Valerie von Jordan, 21, im Sari-Club in Kuta auf Bali. Wenig später explodiert in ebendieser Discothek eine Bombe und reißt 200 meist jugendliche Menschen in den Tod. Muslimische Terroristen haben sie gezündet. Isabel und Valerie sind zugleich geschockt und erleichtert: Glück gehabt. Die Weiterreise nach Australien, ohnehin geplant, erscheint ihnen jetzt, so sagen sie, wie der Beginn eines „neuen Lebens“.

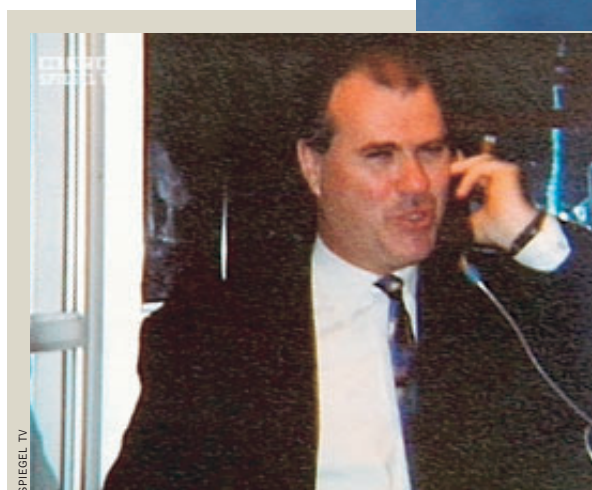
Zehn Tage später besuchen die jungen Frauen den nordaustralischen Kakadu-Nationalpark. Sie campen mit einer Reisegruppe nicht weit von einem Fluss. Es ist Vollmond und schwülwarm. Isabel geht noch einmal schwimmen. Plötzlich ist sie verschwunden. Ein Krokodil hat sie geschnappt, unter Wasser gezogen und ertränkt. Als man das Tier zwei Tage später findet, hält es die weitgehend unversehrte Leiche noch im Maul.

Tollkühne Galoppaden durch die bayerische Landschaft hatte die blonde Isabel, der kluge Spross einer wohlhabenden Familie, ebenso heil überstanden wie etliche Abenteuerreisen und gerade erst die Bombennacht auf Bali – und dann passierte dieses.

Doch das Schicksal ist keine Unheilsgarantie. Auch seriell Glück wirkt vorbestimmt: Der New Yorker Biophysiker Jorge Falus hat drei Katastrophen überlebt: ein Erdbeben in Mexico City, das 1985 weit über 9000 Menschen in den Tod reißt, Falus befindet sich gerade in dem einzigen Haus, das von einem großen Häuserblock unversehrt bleibt; den Terroranschlag auf das New Yorker World Trade Center 2001, den er in einem Gebäude direkt neben den Twin Towers übersteht; schließlich den Tsunami in Thailand im Dezember 2004, wo er sich aus einem schwimmenden Jeep befreien und in den ersten Stock eines Hotels klettern kann.

Der berühmtegewordene „Un-Glücks-pilz“ („View“) zitiert seine Freunde: „Gib uns Bescheid“, haben sie zu ihm gesagt, „wo du hinreist. Dann fahren wir in die Gegenrichtung.“

An einem sonnigen Mittag, es ist der 22. November 1963 im texanischen Dallas, wird US-Präsident John F. Kennedy, unterwegs in einem Straßenkreuzer mit offenem Verdeck, aus dem Hinterhalt erschossen. Der für einen Mann in diesem Amt mit 46 Jahren vergleichsweise junge „Jack“, wie ihn die Amerikaner nennen, gilt damals trotz einiger Affären und Misserfolge als Bannerträger einer „neuen, von



FBI-Fahnder O'Neill

Osama Bin Laden stand schon lange vor dem von ihm befohlenen Terroranschlag auf das New Yorker World Trade Center ganz oben auf der Fahndungsliste des FBI-Mannes John O'Neill. Der erfolgreiche Kriminalpolizist hatte gerade seine neue Aufgabe als Sicherheitschef des Handelszentrums übernommen, da passierte am 11. September 2001 die Katastrophe der Flugzeugattentate – er selbst fand in den Hochhausruinen den Tod.



Feuerwehrmann, zerstörtes World Trade Center 2001

kühnen Hoffnungen erfüllten Ära“ der Geschichte, wie Willy Brandt kurz nach dem Attentat sagt. Noch in der Nacht zum 23. November versammeln sich spontan rund 60 000 Berliner zu einem Fackelzug, um den Ermordeten zu ehren.

Der Schicksalsmythos der Familie Kennedy wurde oft mit dem Hof des sagenhaften König Artus verglichen. Seine Wurzeln liegen vor dem Attentat, zugleich erhält er immer neue Nahrung: 20 Jahre vor John F. Kennedys Ermordung befiehlt dieser ein Schnellboot der US-Marine im Pazifik. Sein Boot wird von Japanern gerammt und versinkt, doch er kann sich auf eine winzige Insel retten. Eingeborene entdecken ihn und seine Kameraden später und bringen sie in Sicherheit.

Als Präsident lädt er einige der Insulaner zum Dank ins Weiße Haus ein. Sie wollen gerade die wichtigste Reise ihres Lebens antreten und nach Washington fliegen, da hören sie im Radio die Nachricht vom Mord an ihrem Gastgeber.

Fünf Jahre nach John F. wird sein Bruder Robert, in Johns Kabinett Justizminister und inzwischen selbst auf dem Sprung ins Präsidentenamt, in Los Angeles erschossen. Roberts Schwester Kathleen und seine Schwiegereltern starben vorher bei Flugzeugabstürzen. Johns einziger Sohn, der strahlende, 38-jährige Verleger und Jurist John F. Kennedy Jr., genannt John-John, der nette Junge, der unter Vaters Präsidenten-Schreibtisch spielte: Er steuert

im Juli 1999 ein kleines Privatflugzeug, in dem auch seine Frau und seine Schwägerin sitzen, in den Tod.

Er stürzt fast in Sichtweite des Ortes Chappaquiddick ab. Dort war 30 Jahre zuvor, nach einer heftigen Party, im Auto seines Onkels Edward, genannt Teddy, eine junge Frau ertrunken, die nicht dessen eigene war. Senator Teddy hatte sich erst viele Stunden nach dem Unfall bei der Polizei gemeldet. Der Skandal hat wohl den weiteren Aufstieg von Teddy verhindert.

Vom „Fluch“, der auf der Familie Kennedy lastete, hörte man weltweit nicht erst bei dieser Gelegenheit. Den Fluch veredelte aber stets auch funkelnder Glanz, das Filmische all dieser tragischen Kennedy-Ereignisse, bis hin zum Geburtstagsständchen, das Marilyn Monroe ihrem Geliebten John F. öffentlich so darbrachte, dass kaum noch Zweifel blieben an der Liaison der beiden. Wenig später nahm sich der Filmstar das Leben.

In dieser Jahrhundert-Familie scheint tatsächlich „jeder Schicksalsschlag einem finsternen Drehbuch zu entstammen“, wie Robert von Rimscha in seinem Buch „Die Kennedys – Glanz und Tragik des amerikanischen Traums“ (2004) formuliert.

Was haben die Tode von James Dean, der Familie Kennedy, von John O'Neill und den anderen „9/11“-Opfern und von Isabel gemeinsam? Wieso wird John F. Kennedys Ermordung als schicksalhaft empfunden, nicht aber die Tatsache, dass sein Mörder,



der 24-jährige Lee Harvey Oswald, bald nach der Tat selbst erschossen wurde? Wieso haben die Menschen mit Isabel mehr Mitgefühl als mit irgendeinem anderen Unfallopfer?

Es handelt sich stets um besondere Umstände, um den jähren, meist absurden Wechsel von Höhenflug und Fall, Glanz und Elend, Glück und Unglück. Oswald war nie oben und fiel darum auch nicht besonders tief: kein Schicksal.

„Ein Unglück kommt selten allein“: Und wenn das zweite kommt, erlebt der Mensch dies schon als Fügung. Der Schicksalsbegriff funktioniert am besten bei einer Kette von Vorfällen, wobei jeder einzelne durchaus nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung erklärbar sein kann; die Verquickung der Vorfälle aber bekommt, im Rückblick der Überlebenden oder anderer Beobachter, am Ende einen magischen, tragischen, irgendwie verrückten Sinn.

So verhält es sich auch in „Babel“ (2006), dem Film des Mexikaners Alejandro González Iñárritu: Der Schuss, den der halbwüchsige Sohn eines marokkanischen Bauern aus Spaß auf einen Reisebus abfeuert, setzt alles in Bewegung. Er verletzt die schöne Amerikanerin (Cate Blanchett), deren Kinder daheim von der Kinderfrau auf eine Hochzeit nach Mexiko mitgenommen werden, von wo der betrunkenen Neffe diese Kinder zurück nach Kalifornien fährt, bis die Grenzpolizei ... und das

Gewehr des Todesschützen, das in Japan ... und so fort. Der Film erzählt Episoden aus vier Welten auf drei Kontinenten so suggestiv, dass aus lauter scheinbaren Zufällen ein geheimnisvolles Ganzes entsteht: ein Schicksalsgewebe.

Göttliche Lenkung kann der Betrachter solcher Ereignisketten nur unterstellen, wenn er religiös gefestigt ist. Wer dies nicht ist, neigt vielleicht zu Verschwörungstheorien: Das Knüpfen verborgener Schicksalsfäden auch über größere Raum- und Zeitabstände hinweg, nach alter Sage das Handwerk weiblicher Nornen oder Parzen, wird ja gern von Menschen re-

„Das Schicksal, für dessen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage.“

gistriert, die unter Zwangsvorstellungen leiden. Aber das erklärt nicht alles. Auch der skeptische, nervlich unauffällige Zeitgenosse wehrt sich aus gutem Grund gegen das Banalsiegel Zufall, wenn er mit unerhörten Ereignisketten konfrontiert wird, zumal solchen mit interessanten Zeitgenossen.

Goethe, kein Mystiker, hat die Begriffe „Zufall“ und „Schicksal“ klar unterschieden. Er schreibt in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“: „Das Schicksal, für dessen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein sehr ungelinkes Organ haben. Denn selten

scheint dieser genau und rein auszuführen, was jenes beschlossen hatte.“ Das heißt: „Schicksal“ ist umfassender, rätselhafter, auch faszinierender als „Zufall“. Und darum dem Leben des Menschen, sofern es mehr ist als das komplizierte Gestöber von Materieteilchen, angemessener.

Menschen, die so denken, werden von den ewig Nüchternen dieser Welt gern als sinnstüchtige Phantasten betrachtet.

So räumt Bestsellerautor Stefan Klein in seinem Buch „Alles Zufall“ (2004; siehe auch SPIEGEL 33/2004) zwar ein, dass immerhin die Hälfte aller Deutschen „ein planvolles Schicksal für ihren Lebensweg verantwortlich“ macht. Aber zugleich wertet er die Neigung vieler, den nackten Zufall „zu leugnen“, als „Trick“ eines zu selektiver Wahrnehmung entschlossenen Gehirns ab und nimmt generell „unsere hemmungslose Lust am Deuten“ für diese Art von „Spökenkikerei“ in Anspruch.

In einem Punkt verdient Klein Zustimmung: „Der Glaube an die Macht entweder des Schicksals oder des Zufalls scheint ein fester Zug unserer Persönlichkeit zu sein.“ Lapidar hat es der Philosoph Immanuel Kant 1766 formuliert: „Das Schattenreich ist das Paradies des Phantasten.“ Eben: Schicksal ist ein Schattengewächs. Und ohne Phantasie geht da gar nichts.

Allerdings entscheidet die Zuordnung bestimmter Charaktere zu einer bestimmten Art der Wahrnehmung noch nicht über die Wahrheit des jeweils Wahrgenommenen. Immerhin gehören zu den „Phantasten“, die im „Schattenreich“ nach Schicksalszeichen fahnden, jede Menge bedeutender Geister der Kulturgeschichte.

Zum Beispiel der altgriechische Dichter Hesiod, der um 700 vor Christus in Böotien gelebt hat. Seine „Theogonie“ („Geburt der Götter“) sieht im uranfänglichen, unbegrenzten, präkosmischen, absolut finsternen Chaos den eigentlichen Schicksalsgrund; den Grund für machtvolle, der Kontrolle des Subjekts entzogene Nachtgebilde wie Tod, Schlaf, Traum, Täuschung, Liebe, Alter, Vergessen, Hunger, Schmerz, Verblendung. Auch Schuld kann Schicksal sein: Schuldhaft verursachtes Unheil kann dem Menschen ebenso über den Kopf wachsen wie ein

Geschehen, in das er ohne willentliche Zutat verwickelt wird. Beides zusammen kann sich zu einem einheitlichen Schicksalsempfinden verdichten.

Homer und die spätere attische Tragödie, etwa der „König Ödipus“ oder die „Antigone“ des Sophokles (um 496 bis 405 vor Christus), entfalten diese vertrackte Verbindung von schuldhaft bewirkter und unverschuldeter Verderbnis zu bedrückender Perfektion.

König Ödipus, der das zweifache Verbrechen – Tötung des Vaters, Heirat der Mutter – unwissend begeht und dann selbst aufklärt, um sein Theben von der Pest zu

befreien; der sich dann mit einer Spange seiner Mutter-Gattin blendet, die sich vorher selbst umgebracht hat: Dieser Ödipus ist der Musterheld der antiken „Schicksals-tragödie“ (Elisabeth Frenzel).

Das Verhängnis, das über ihn hereinbricht, bleibt auch seinen Kindern nicht erspart, vor allem Antigone und Polyneikes. Antigones Onkel, König Kreon, verbietet ihr unter Androhung der Todesstrafe, den im Zweikampf mit seinem Bruder Eteokles gefallenen Polyneikes zu bestatten, er hält ihn für einen Landesverräter. Antigone folgt ihrem „Daimon“, ihrem persönlichen Schicksalsanteil, indem sie den toten Bruder mit Erde bedeckt: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“ Sie wird lebendig eingemauert und erhängt sich schließlich.

„Des Schicksals Gewalt ist unentrinnbar streng“, kommentiert der Chor das Ungeheuerliche. Geradezu sprichwörtlich formuliert ein Sophokles-Vers die düstere Grundhaltung dahinter: „Keinen darf man glücklich preisen, bevor er des Lebens Ziel erreicht hat“.

Der große Aristoteles (384 bis 322 vor Christus) hält es, in seiner „Physik“, für unbezweifelbar, „dass Schicksalsfügung und Zufall wirklich etwas sind“. Aber er ordnet beides den unbeständigen Eigenschaften zu, die er vom Wesentlichen und Beständigen, der zugrundeliegenden Substanz, unterscheidet. Schicksal ist demnach etwas Windiges, dem die menschliche Substanz, die Seele, widerstehen kann.

In der späteren Philosophenschule der Stoa – benannt nach einer schmucken Athener Halle, in der der jüngere Zenon (um 335 bis 262 vor Christus) lehrte – wird die Ergebung in das vom Schicksal Zugeteilte zur zentralen „Tugend“. Je nachdem, wie rigoros die als „Vernunft“ gedachte Vor-sehung die Welt der Materie lenkt, ist der Spielraum der Entscheidungsfreiheit des Menschen enger oder weiter. Ein Grundproblem aller Schicksalsphilosophie.

Der Römer Seneca (4 vor bis 65 nach Christus), wie seine griechischen Lehrmeister vom mächtigen Wirken göttlicher Vernunft überzeugt, betont gleichwohl die Kraft menschlich-moralischer Selbstbehauptung: „Denn mächtiger als alles Schicksal ist die Seele“ – was der Politiker auch höchstpersönlich beglaubigt, indem er Kaiser Neros Verdikt, er müsse sich selbst töten, heroisch ausführt. Nachdem er sich die Pulsadern aufgeschnitten hat, verblutet er, während er mit seinen Freunden beim Essen ruhig weiterphilosophiert.

Ganz freiwillig ist diese Entscheidung zum Gehorsam nicht: Sie folgt Senecas

Überzeugung, der Tote habe es insofern besser als der Lebende, als ihm nichts Ärgeres mehr passieren könne. In seiner „Trostschrift an Marcia“, die gerade ihren Sohn verloren hat, formuliert Seneca erstaunlich düster, fast altgriechisch: „Wenn es daher das allergrößte Glück ist, nicht geboren zu werden, so halte ich es für das nächstgrößte, nach einem überstandenen kurzen Leben schnell in den früheren unangefochtenen Zustand zurückversetzt zu werden.“ Geburt und früher Tod treten hier als zwingendes Schicksalsduo auf.

Das Mittelalter hat den antiken Schicksalsbegriff nicht abgeschafft, sondern überhöht: Über dem Schicksal thront Gott, der alles schafft, sieht und erhält und lenkt bis

Das um 1200 entstandene Epos „Parzival“ des Wolfram von Eschenbach versöhnt übergeordnete Vor-sehung und persönliche Entscheidungsfreiheit in einer Weise, die an die Stoa erinnert: Parzival, dessen ritterliche Sendung, anders als es die Mutter gewollt hat, durch die Kindheit im einsamen Wald nur vorübergehend unterdrückt werden kann, findet den Gral und das christliche Glück nach abenteuerlichen Gewaltauftritten und Umwegen und allerlei „Zwifel“. Das von Gott Vorbestimmte erfüllt sich in ihm aber nur, weil er schließlich Demut lernt und Reue übt. Nur wer vor dem Allmächtigen niederkniet, darf sein Selbst frei suchen.

Zwischen Mittelalter und Neuzeit baut Michel de Montaigne (1533 bis 1592), Schriftsteller und eine Weile Bürgermeister von Bordeaux, eine eigentümliche Gedankenbrücke. Er glaubt noch an Gott und die Vor-sehung, misstraut aber deren Interpretationen, den Theologen, erst recht den Schicksalsexperten. Er ärgert sich, „dass nichts so fest geglaubt wird wie das, worüber man am wenigsten weiß, und dass sich niemand sicherer gibt als jene, die uns etwas vorfabulieren – Alchimisten zum Beispiel, Wahrsager, vereidigte Sterndeuter, Handleser, Ärzte und das ganze übrige Pack. Ihnen würde ich gerne, wenn ich mich nur traute, einen Haufen anderer beigegeben: all jene landläufigen Ausleger und Buchhalter der Absichten Gottes, die uns weismachen wollen, sie könnten die Ursache jeder Begebenheit erkennen und in den Geheimnissen des göttlichen Willens die uns unerfindlichen Beweggründe seines Wirkens finden“.

Die von Montaigne auf den Weg gebrachte Aufklärung – mit Denkern wie Descartes, Voltaire, Kant – setzt dann entschieden auf das selbstbewusste Subjekt. Dessen Instrument, zugleich auch Gegenstand, ist allein die eigene, methodisch disziplinierte, auf Klarheit und Distinktion erpichte Vernunft. „Ich denke, also bin ich“, dieses berühmte Descartes-Diktum leitet nicht etwa, wie oft unterstellt wird, die Existenz aus dem Denken ab; es sagt: Wenn ich an „fast allem“ (Descartes) zweifle, so ist immerhin gewiss, dass ich, als zweifelnd Denkender, auch bin. Und das heißt zugleich: Das Denken ist für meine Selbstvergewisserung wichtiger als alles Glauben oder Fühlen.

René Descartes (1596 bis 1650) war auch ein erfolgreicher Mathematiker, Physiker und ist Mitentdecker des optischen Brechungsgesetzes. Er war sicher, dass alle Naturscheinungen rational erklärbar sind.

Kant, der Descartes weiterdenkt, dekretiert harsch: Es gebe „Begriffe, wie etwa



Göttervater Jupiter*: Altrömischer Lenker des Schicksals

zum Jüngsten Gericht; was dem Menschen dann aber durchaus als Schicksal begegnet.

Jahrhundertlang wird fortan darüber gestritten, wie die Freiheit des menschlichen Willens, laut Augustinus die Ursache des Bösen, sich mit der allmächtigen Vor-sehung denn vertrage. Das Problem: Entweder ist das Böse allein Menschenwerk, Gott mithin nicht allmächtig; oder die göttliche Macht bestimmt auch das menschliche Wollen, ist demnach durchgreifend allmächtig, somit aber auch mitverantwortlich für das Böse; dies ist aber schwer vereinbar mit der Idee, derselbe Gott sei das absolut Gute in Person.

* Deckenfresko von Giulio Romano, 1534.



Jacqueline und John F. Kennedy (1960) *



Jacqueline und Robert Kennedy (1963) *



John F. Kennedy Jr., Ehefrau Carolyn (1998)

Wie ein einziger Fluch mutet die Vielzahl der Unglücksfälle an, von der die amerikanische Politiker-Familie Kennedy im Lauf der Jahre heimgesucht wurde. Dem spektakulären Attentat auf den strahlenden US-Präsidenten im November 1963 folgten die Ermordung seines Bruders Robert und der Todesflug seines einzigen Sohnes, des erfolgreichen Verlegers „John-John“.

Glück, Schicksal, die zwar mit fast allgemeiner Nachsicht herumlaufen“, für die ein „deutlicher Rechtsgrund“ aber nicht zu finden sei.

Die nur wenig jüngeren Zeitgenossen des strengen Königsbergers folgen ihm in diesem Punkt nicht. Goethes Lehrmeister Johann Gottfried Herder schreibt 1795 einen Aufsatz mit dem Titel „Das eigene Schicksal“. Darin nennt er das Schicksal den „Schatten, der unsre geistige und moralische Existenz begleitet“ – als Resultat unseres Handelns, das wiederum Resultat

unseres „Charakters“ sei. „Der Charakter eines Menschen ist sein Schicksal“, hat schon 2300 Jahre früher der Vorsokratiker Heraklit formuliert.

Das vormals weltzeitartig vorgestellte, geschichtsmächtige Fatum, welches das menschliche Ich immer ein wenig beleidigt, zieht sich in die Dunkelkammer der Innerlichkeit zurück: „Dein Schicksal ruht in deiner eignen Brust“, dichtet, ganz in diesem Sinne, Friedrich Schiller.

Von Sigmund Freud stammt das Bonmot: „Die Anatomie ist das Schicksal“, womit vor allem die Differenz der Geschlechter gemeint ist. Der Freud-Schüler Carl Gustav Jung baut mit seinen Spekulationen über das Archetypische, die un-

veränderlichen Motive und Mythen im „kollektiven Unbewussten“, überraschend wieder eine Brücke zum überindividuellen Schicksalspathos des Altertums.

Entscheidend für die Wiederkehr dieses Schicksalsverständnisses im 20. Jahrhundert ist aber die Katastrophe des Ersten Weltkriegs, des ersten weltweiten Gemetzels der Geschichte, mit einem ungeheuerlichen Blutzoll: fast 15 Millionen Tote.

Die mathematisch-naturwissenschaftlich fundierte Technik der Moderne war schon 1912, als das damals größte und angeblich sicherste Passagierschiff der Welt, die „Titanic“, unterging, scheiternd an nichts als Eisblöcken, gedemütigt worden. Im Ersten Weltkrieg ist diese aufgeklärte, selbstherrliche Moderne waffentechnisch explodiert und hat in einem Zerstörungswerk ohnegleichen dem Menschen vorgeführt, wie seine eigenen Erfindungen eine schicksalhafte Wucht gewinnen können, die kaum noch beherrschbar erscheint.

Gegen Ende dieses Krieges, 1917, vollendet Oswald Spengler den ersten Band seines vielzitierten Bestsellers über den „Untergang des Abendlandes“, der bereits 1923 in der 47. Auflage vorliegt. Bei der Betrachtung des Aufstiegs und des Verfalls von acht Hochkulturen wird das Schicksal zum Leitbegriff eines Geschichtsverständnisses, das vom Modell der Aufklärung Abschied nimmt. Geschichte erscheint nun nicht mehr als kontinuierliche Entwicklung zu mehr Naturbeherrschung und Vernunft, sondern eher, frei nach Nietzsche, als ewige Wiederkehr von Jugend und Reife, Fruchtbarkeit und Dürre, Geburt und Tod. Spengler: Gegenüber dem Gesetz der Kausalität sei Schicksal „das Wort für eine nicht zu beschreibende innere Gewissheit“ beim Verknüpfen von Vorgängen, die anscheinend wenig miteinander zu tun haben.

Martin Heidegger greift den Schicksalsbegriff zehn Jahre nach Spengler auf: In dem genialen Buch „Sein und Zeit“ wird das Schicksal des Menschen unter anderem mit den Begriffen „Entschlossenheit“ und „Geworfenheit“ erläutert. Der Begriff „Schicksal“ bezeichne, so Heidegger, „die ursprüngliche Geschichtlichkeit des Daseins“. Schicksalhaft ist, dass der Mensch ohnmächtig in ein radikal vereinzelt Dasein hineingeboren wird, das er dann „entschlossen“ übernehmen muss – in einer unerbittlich zeitlichen Reise zum eigenen Selbst und zum „je eigenen Tod“.

Heideggers Versuch, den Schicksalsbegriff zu retten, bleibt im 20. Jahrhundert einzigartig. In Deutschland hat dies einen guten Grund: den massiven Missbrauch des Schicksalsgedankens durch die Nationalsozialisten.

Das betrifft nicht allein die erstaunliche Menge von Büchern mit schwammigen Ideologietiteln wie „Der nordische Mensch und das Schicksal“ oder „Der germanische Schicksalsgedanke“ in den dreißiger Jah-

* Oben: mit Tochter Caroline; unten: mit Kennedys jüngstem Bruder Edward (l.) sowie den Kindern Caroline und John F. Jr.

ren. Das gilt vor allem für die Nazi-Propaganda, die den Führer zum „Werkzeug der Vorsehung“ erhob, wie Joseph Goebbels formulierte. Und die sich an jenem Selbstverständnis Hitlers festhakte, das im Bekenntnisbuch „Mein Kampf“ (1925) aufscheint: „Als glückliche Bestimmung gilt es mir heute, dass das Schicksal mir zum Geburtsort gerade Braunau am Inn zuwies.“ Liege doch Braunau an der Grenze „jener zwei deutschen Staaten“, deren „Wiedervereinigung“ er als eine seiner „Lebensaufgaben“ betrachte. Schicksalsgemurmel der üblen Art, aber schicksalhaft wirksam.

Es ist der frühe Abend des 8. November 1939. Im Münchner Bürgerbräukeller sind 1500 sogenannte alte Kämpfer, braune Putschisten von 1923 und deren Sympathisanten aus der SA, versammelt, um ihren Jahrestag zu feiern. Auf dem Podium wird Marschmusik gespielt. Bierkrüge auf den Wirtshaustischen. Hinter dem Rednerpult eine riesige Hakenkreuzfahne. Und ein Pfeiler, in dem eine Bombe tickt.

Die Rede des Führers bei dieser Gelegenheit beginnt üblicherweise um 20.30 Uhr und endet nach 22 Uhr. Aber diesmal hat der Führer nicht so viel Zeit, es ist Krieg, er muss rasch wieder nach Berlin zurück, um den Überfall auf Frankreich zu beschließen; wegen des nebligen Wetters fährt er mit einem Sonderzug statt zu fliegen. Der Sonderzug verlässt München um 21.31 Uhr. Hitler fängt schon um 20.10 Uhr zu reden an, er hetzt gegen England und leugnet wieder einmal die deutsche Mitschuld am Ersten Weltkrieg – und verlässt um 21.07 Uhr den Saal. Um 21.20 Uhr ein gewaltiger Knall, der Pfeiler hinter dem Rednerpodium und ein Teil der Decke darüber werden zerstört.

Johann Georg Elser, ein 36-jähriger Schreiner aus Württemberg, hatte ein Jahr lang minutiös alles ausgemessen und berechnet, ehe er die Bombe legte. Er wollte „den Hitler“ in „die Luft jagen“, er, der linke Arbeiter, war sich im Unterschied zu vielen Intellektuellen schon 1938 sicher: Die Nazis würden das Volk ruinieren und einen Krieg anzetteln. Die Bombe war perfekt portioniert und positioniert. Elser, der penible Handwerker, war als Attentäter ein absoluter Einzelgänger, was noch nach 1945 viele nicht glauben mochten.

Hitler hätte seine Bombe, anders als jene vom 20. Juli 1944, nicht überlebt. Acht Personen wurden von der Explosion getötet, 16 lebensgefährlich verletzt.

Ausgerechnet aber an diesem Abend verlässt Hitler, der berühmte Dauerredner, früher als sonst das Rednerpult. Noch 13 (!) Minuten, und er wäre tot gewesen. 13 Minuten mit epochalen, grauenhaften Folgen: Etliche Millionen KZ-Opfer, Kriegstote, Vertriebene, Vergewaltigte, Geschundene und vieles andere wären der Welt wohl erspart geblieben, wenn ... ja: wenn das Schicksal anders entschieden hätte. Das Schicksal?

Im Salonwagen des Sonderzugs kann Hitler am späten Abend desselben Tages rasonieren: „Jetzt bin ich völlig ruhig! Dass ich den Bürgerbräu früher als sonst verlassen habe, ist mir eine Bestätigung, dass die Vorsehung mich mein Ziel erreichen lassen will.“

Die Vorsehung! Nun war Hitler ja kein gläubiger Christ. Den Nationalsozialismus mitsamt seiner rassistischen Obsession propagierte er als „kühle Wirklichkeitslehre schärfster wissenschaftlicher Erkenntnisse“. Sein Gottesbild gab er bei den berühmten Tischgesprächen so zu Protokoll: „Gott, das heißt die Vorsehung, das Naturgesetz“.

Die Begriffe Schicksal und Vorsehung schienen nach diesem propagandistischen Missbrauch für immer ruiniert zu sein. Dass sie mittlerweile wiederauferstanden sind, vor allem in ihrer stoisch-heidnischen Urfassung, grenzt an ein Wunder, ärgert so manchen Aufgeklärten und bedarf einer differenzierten Betrachtung.

UMFRAGE: GLAUBE

„Glauben Sie an eine höhere Macht, die Ihr Leben beeinflusst?“

Ja, manchmal 30%

Ja, immer 22%

Nein 47%

„Wie stellen Sie sich diese Macht am ehesten vor? Als Gott, Schicksal oder Zufall?“

Gott 52%

Schicksal 32%

Zufall 10%

„Wenn Sie von einer Katastrophe hören oder Opfer einer solchen werden, wie beeinflusst das Ihren Glauben an eine höhere Macht?“

15% stärkt meinen Glauben

8% schwächt meinen Glauben

keinen Einfluss auf meinen Glauben 73%

TNS Forschung für den SPIEGEL vom 18. Dezember; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“/keine Angabe

Die hat der Berliner Philosoph Michael Theunissen, 74, in seiner Abhandlung „Schicksal in Antike und Moderne“ (2004) ebenso wie in seiner schwergewichtigen Studie „Pindar. Menschenlos und Wende der Zeit“ (2000) geliefert. Theunissen sagt, die moderne Wissenschaft habe mit der Antike auch deren Schicksalsbegriff ad acta gelegt. Und er konstatiert, im Rahmen einer gründlichen Annäherung an altgriechisches Denken, die „Wiederkehr“ dieses Begriffs. Er sieht in ihm die Chance, den subjektivistischen Egotrip der Moderne zu begrenzen.

Das autonome Subjekt unserer Zeit muss sich, soll es nicht aggressiv selbstherrlich oder gar terroristisch werden, durchaus nicht einem großen Gott unterwerfen. Es genügt jene Bescheidenheit, die sich aus der uralten Einsicht in die Endlichkeit und andere, vielfache Abhängigkeiten unserer Existenz ergibt; wobei es nicht darauf ankommt, ob die fremde Macht, die unseren Übermut bremst, „Schicksal“ genannt wird oder „bedeutender Zufall“, wie der Historiker Arnd Hoffmann Schicksalhaftere zurückstufte, ohne es ganz wegzuwischen (in seinem Buch „Zufall und Kontingenz in der Geschichtstheorie“, 2005).

Ein Lehrmeister dieser Bescheidenheitsübung ist auch das unberechenbare Gefüge zwischenmenschlicher Beziehungen. Schicksalhaftere erscheint immer wieder das Unheimliche in der Begegnung, Vereinigung und Trennung männlicher und weiblicher Individuen. Wenn über Liebe, Hass und daraus folgendem Tod die Schicksalsglocke ertönt, sind schlagartig unendlich viele Menschen verschiedenster Kulturen ergriffen. Diese Art Schicksal ist längst globalisiert. Hollywood und Bollywood zehren immer neu davon.

Zu den bewegendsten älteren Geschichten des Genres gehört das kleine Epos „Hero und Leander“ von Musaios aus dem 5. Jahrhundert nach Christus. Ein junger Mann verliebt sich in eine Priesterin, die am anderen Ufer einer bis zu sechs Kilometer breiten Meeresstraße am Rand der Ägäis lebt. Da sie zur Ehelosigkeit verpflichtet wurde, können sich die beiden nur heimlich treffen. Im Dunkel der Nacht schwimmt Leander regelmäßig zu ihr hinüber, eine Fackel im Turm ihres Domizils weist ihm das Ziel. Eines Nachts erlischt die Fackel in einem heftigen Sturm. Leander erreicht das Ufer nur als Leiche. Daraufhin stürzt sich Hero vom Turm ins Meer und ertrinkt.

Das Wasser, unergründlich und unfasslich, ist ein Element aus dem vorweltlichen Chaos: ein altes Bild für den Tod. Der Hintergrund dieses Bildes färbt die traurige Liebesgeschichte von Hero und Leander entschieden schicksalhaft.

Eine vertrackte Kombination aus innerem Zwang und zwingenden Situationskaskaden bietet „Die Macht des Schicksals“ in



Attentat auf Bali (2002)



Valerie (I.) nach dem Tod ihrer Schwester



Mörderkrokodil in Australien (2002)

Auf der Sonnenseite des Lebens waren sie Stammgäste, bevor das Unheil sie einholte: Die bayerischen Schwestern Isabel und Valerie von Jordan machten im Herbst 2002 eine Weltreise; auf Bali besuchten sie jene Discothek, die wenig später von Islamisten in die Luft gejagt wurde – ursprünglich hatten sie den Besuch genau für die Stunde geplant, in der die Bombe hochging. Isabel wurde ein paar Tage danach von einem Krokodil in den Tod gerissen.

der Oper, die so heißt. Auch sie erzählt, sehr melodramatisch und mit allerlei Kabaletten ausgestattet, ein Liebesdrama, das um den Konflikt zwischen Pflicht und Neigung, gesellschaftlichem Gebot und emotionaler Dämonie kreist. Giuseppe Verdi hat die ursprünglich spanische Vorlage des Duque de Rivas selbst bearbeitet, auch indem er Szenen aus „Wallensteins Lager“ von Schiller hineinmontierte, bevor er das Ganze vertonte und 1862 an der Kaiserlichen Oper in St. Petersburg uraufführen ließ.

Im Zentrum der etwas wirren Story stehen Leonora und Alvaro, ein heimliches Liebespaar, das eines Tages vom Vater der jungen Frau, der die Verbindung verbietet, ertappt wird; Alvaro, als Mestize aus Peru nicht standesgemäß, erschießt versehentlich, indem er seine Pistole abgibt, den Vater und muss fliehen, weil Leonoras Bruder den Vater rächen will. Es gibt dann allerhand Versteckspiele, Irrtümer und Verwechslungen, am Ende sind fast alle tot – der allein übriggebliebene Alvaro kann nicht ertragen, dass er, der einzig wirklich „Schuldige“, „unbestraft“ bleibt, verflucht die Menschheit und springt in einen felsigen Abgrund: „Die Hölle verschlinge mich!“ (In einer zweiten Fassung, für die Mailänder Scala 1869, wurde dieser Schluss abgemildert.)

Mitten im blutigen Finale, während sie nach einem Messerstich ihres Bruders danniedersinkt, ruft Leonora Alvaro zu: „Sieh – das Schicksal („Vedi destino“)!“ Sterben aus Liebe und für die Liebe, das bedeutet hier „Schicksal“.

Ein paar Szenen vorher wird der maschierte, verwundete Alvaro als Leonoras Liebhaber entlarvt, ihr Bruder Carlo hat in Alvaros Koffer das Porträt seiner Schwester entdeckt. Als der berühmte Bariton Leonard Warren in der New Yorker Met, am 4. März 1960, von dieser Szene die

Sterben aus Liebe und für die Liebe – das ist das Schicksal in der Oper.

Carlo-Arie „Verhängnisvolle Urne meines Schicksals“ singt, erleidet er einen Herzschlag und bricht tot zusammen. Als Carlo wäre er auf der Bühne wenig später gestorben.

Solche Liebesdramen haben eine klare Pointe, die dem Wort Schicksal das Nebulöse nimmt: Radikale Liebe endet nicht nur oft tödlich, weil sie sich gegen alle trennenden Verordnungen dieser Welt aufbäumt; sie ist auch wie der Tod: Sie kommt (und geht), wann sie will, sie ist unverfügbar, unvorhersehbar, keiner kann sie her-

beizwingen oder ihr, wenn sie da ist, entziehen. Liebe und Tod – für beides gilt, was Heinrich von Kleists Penthesilea, die rasende Liebende, die beschlossen hat, Achilles „zu gewinnen oder umzukommen“, von ihrem Strahlemann hören muss: „Dein Schicksal ist auf ewig abgeschlossen.“

Eine düstere Weissagung der Art, wie sie auch immer wieder auf ganze Kulturen, Völker oder Epochen, als Androhung von deren „Untergang“, übertragen wird.

Ein Weltstar dieses fragwürdigen Gewerbes ist der provenzalische Schwarzer und Astrologe Nostradamus, der im 16. Jahrhundert gelebt hat. Elisabeth Noelle-Neumann, 90, die Gründerin des Allensbacher

Instituts für Demoskopie, hat erzählt, sie habe aufgrund der Lektüre von Nostradamus-Prophesezeiungen 1940, noch vor der Stalingrad-Tragödie, gewusst: Deutschland verliert den Krieg. Hitler, auch er Astrologiekonsument, habe in Frankreich nach für ihn günstigeren Nostradamus-Versionen suchen lassen. Nostradamus sei, so Noelle-Neumann, für sie durchaus ein Wegweiser durch diese „verwirrte Welt“.

Nach den Attentaten vom 11. September 2001 erinnerten sich viele an den Nostra-

damus-Vers: „Mit fliegendem Feuer, der listige Anschlag, wird kommen ...“

Wahrsager, die in alter Zeit schon mal die Eingeweide eines frisch geschlachteten Tieres, das Schnauben eines Pferdes oder den Vogelflug befragten, schauen heute dem Schicksal ins Programmheft, indem sie Handlinien oder die Konstellationen der Sterne deuten, ausgehend etwa von den Winkeln zwischen Planeten oder vom Tierkreiszeichen, das bei der Geburt des Ratsuchenden am östlichen Himmel aufging, dem „Aszendenten“.

Ein handfester Haudegen wie der böhmische Feldherr Wallenstein im 17. Jahrhundert hat Sterndeutung ebenso geschätzt wie der ehemalige französische Staatspräsident François Mitterrand (1916 bis 1996), der sich von der Sterndeuterin Elizabeth Teissier beraten ließ. Die Pariser Sorbonne, die 300 Jahre früher die Astrologie als wissenschaftliche Disziplin geächtet hatte, brachte die französische Soziologenzunft gegen sich auf, als sie im April 2001 Frau Teissier, geborene Hanselmann, für eine Arbeit über „Die epistemologische Situation der Astrologie“ den Doktorgrad der Soziologie verlieh.

Gewiss ist Horoskopie so wenig eine Wissenschaft wie das Kartenlesen, die Deutung des Kaffeesatzes oder des Kuckucksrufs. Aber die Verknüpfung von Menschen-schicksal und Kosmos hat ernstzunehmende Aspekte und eine seriöse Vergangenheit.

Der Stoiker Poseidonios aus dem 1. Jahrhundert vor Christus lehrte, es gebe ein alles verbindendes Weltgesetz, das eine „Sympathie“ von kosmischem und individuellem Geschehen einschließe. Durch Poseidonios wurde der – schon lange vor ihm behauptete – Einfluss der Gestirne auf alles, was in der Welt passiert, konstitutiv für den Schicksalsbegriff.

Wissenschaftler haben längst bestätigt, inwiefern das Schicksal der Erde real von anderen Himmelskörpern abhängt: Ein Meteorit von etwa zehn Kilometer Durchmesser hat vermutlich vor rund 65 Millionen Jahren die Dinosaurier, die sich immerhin 200 Millionen Jahre auf der Erde gehalten hatten, mit einem Schlag ausgerottet. Eine ähnliche Katastrophe kann jederzeit wieder passieren. Sie wäre vermutlich das Ende der Menschheit.



Verdi-Oper „Die Macht des Schicksals“ (Deutsche Oper Berlin, 2001): Allerlei bunte Liebeswirren,

Der Planet Jupiter hält etliche Riesenbrocken fest, die aus dem All Richtung Erde rasen. Die Römer identifizierten diesen größten Planeten des Sonnensystems, den 63 Monde umkreisen, mit ihrem höchsten Gott, dem Herrn des lichten Himmels und Beschützer des Rechts. Dass Jupiters Gravitation sie auch vor Meteoriten schützte, wussten sie noch nicht. Die Sonne, wahrlich die Göttin allen irdischen Lebens, scheint (auf der Nordhalbkugel der Erde) am kräftigsten im Sommer, wenn sie in einem starken, königlichen Tierkreiszeichen steht. Die Babylonier nannten es den „Löwen“, was ja bis heute gut passt. Ohne den Mond gäbe es weder Ebbe und Flut, noch bliebe die Erdachse stabil, eine elementare Voraussetzung für die relative Stabilität der Erdklimazonen: eine der Bedingungen für das Gedeihen von Mensch, Tier, Pflanze.

Dem Wechsel von Tag und Nacht, den Jahreszeiten, dem Lebensalter, den Gene-

rationsvorlieben und der Musik des Weltalls, so glauben Mystiker noch heute mit einer gewissen Plausibilität, liegt ein gemeinsamer Rhythmus, etwa von Turbulenz und Ruhe, zugrunde. Der Mensch entscheidet zwar, wie er will, aber er folgt unbewusst einer inneren Struktur, die dem großen Sphärengang entspricht. Nur Scharlatane degradieren diese Mystik, indem sie allein schon aufgrund des Geburtsdatums jemandem en détail Lebensratschläge verkaufen.

Nicht jeder, der Horoskope in Zeitungen und populären Zeitschriften liest, ist also ein vorwissenschaftlicher Simpel. Diese Lektüre kann ein Spiel sein, Anlass auch für eine spielerische Beschäftigung mit den eigenen Stimmungen und Erwartungen. Dabei wird im Einzelnen das Gefühl gestärkt, ein ganz besonderes, auch durch die Gestirnskonstellation schicksalhaft geprägtes Individuum zu sein; und kein



Glücksbringer-Symbole Klee, Geißbock des 1. FC Köln, gegossenes Blei, Glücksschwein, Hufeisen, Marienkäfer: Auch vermeintlich aufgeklärte



KO FRESE / DRAMA

und am Ende sind fast alle Helden tot

Rädchen im Maschinenpark von Massengesellschaft und Moderne.

Es soll Leute geben, die sich darüber lustig machen, aber heimlich ihren Glückstein in der Hosentasche tätscheln, abergläubisch wegschauen, wenn die von ihnen favorisierten Fußballer einen Elfmeter schießen, oder die Stirn in Falten ziehen, weil eine schwarze Katze ihren Weg kreuzt (einst spuckte man, um das drohende Unheil abzuwenden, dreimal aus).

In allen Agrargesellschaften war die Beobachtung der Sterne, auch der Kometen, wichtig, etwa für die Einschätzung der besten Pflanz- und Erntezeiten. Der Sirius-Frühaufgang im Sommer findet dabei besondere Beachtung. Die Antike schreibt diesem Gestirn böse Kräfte zu, vor allem, so schon Homer, die Verbreitung des Fiebers. Manchenorts wurde ein Waffentanz aufgeführt, um diese bösen Kräfte zu bannen. Der Sirius heißt auch der „Hunds-

stern“. Die Juli- und August-Hitze wird bis heute auf dem Land unter „Hundstage“ abgebucht. Manchem gelten sie immer noch als Unglückstage, an denen man nicht heiraten und keine Arznei einnehmen soll.

Abergläubische Menschen haben stets versucht, das Schicksal mit kleinen Tricks (wie dem Daumendrücken für einen Prüfling) zu überlisten, was im Grunde das Eingeständnis einschließt: So hundertprozentig mächtig ist die Macht dieses Schicksals nun auch wieder nicht.

Das Eheorakel bescherte einem Mädchen schon mal jenen Mann als Ehegatten, der als erster an einem speziell eingerichteten Feuer aus neun verschiedenen Hölzern erschien oder den der Hund des Hauses, in dem das Mädchen lebte, zu einer bestimmten Zeit ansprang.

Der sehnsüchtige oder ängstliche Blick auf das Kommende hat seine große Stunde in der Silvesternacht. Das krachende Feuerwerk leitet sich her vom älteren Brauch, durch Türklopfen, Peitschenknallen, durch das Werfen von Flaschen gegen Fensterläden und anderes Getöse Hexen und böse Mächte vertreiben zu wollen. Aber zugleich feiert das Feuerwerk, indem es die Blicke nach oben lenkt, den ewigen Zusammenhang von Schicksal und Kosmos, vor allem die Verwandtschaft von himmlischem und irdischem Feuer, sichtbar im Gewitterblitz, den die Feuerwerkskörper nachahmen. Bei den alten Griechen darf der oberste Gott selbst, Zeus, die Blitze „schleudern“.

Andere Neujahrsbräuche, meist Glückszauber oder Abwehrzauber, sind bizarrer: Man schießt in die Obstbäume, um sie fruchtbarer zu machen; zwischen 23 und 24 Uhr geht der Mensch nackt auf den Friedhof und kratzt Moos von Grabkreuzen, um Gicht und anderen Krankheiten vorzubeugen; paaren sich Mann und Weib in der Neujahrsnacht auf dem Fell eines männlichen Tieres, unter das die verkohlten Knochen eines Hahnes gestreut wurden, so zeugen sie einen Sohn.

In solcher Magie ist spürbar die Ahnung, es gehe auf Erden nicht alles mit rechten, will sagen: logisch nachvollziehbaren Dingen zu; jenes Grundempfinden des Unheimlichen, Unerklärlichen, Unvorgefähr-

chen, das nicht nur beim Nachdenken über Weltkriege, Geburt, Liebe und Tod aufkommen kann, sondern schon beim Blick in den nächtlichen Himmel.

Der Kosmos als „Abgrund einer wahren Unermesslichkeit, worin alle Fähigkeit der menschlichen Begriffe sinket“, wie Kant schreibt, verkleinert das menschliche Ich immer wieder auf jenen winzigen Punkt im All, der mit dem Ausruf „Schicksal!“ gleichsam das Handtuch wirft; und einräumt, dass es ein grenzenloses Unbekanntes gibt, das den Ich-Horizont öffnet, sprengt und umgreift.

Das Schicksal, diese große vormoderne Erzählung, ist eine Religion nach dem Tod Gottes, der Glaube jener Ungläubigen, die den historischen Übergang vom persönlich vorgestellten Allerhöchsten zur selbstbestimmten Vernunft des Menschen nicht rückgängig machen, aber die so erlangte Autonomie nicht überreizen wollen.

Kein Geringerer als der Skeptiker Ludwig Wittgenstein (1889 bis 1951), der – im „Tractatus logico-philosophicus“ – allein die Naturwissenschaft als exakte Wissenschaft anerkennt, hat sich mit dem dubiosen Schicksal befasst. Seine Grunderfahrung: „Nicht wie die Welt ist, ist das Mystische, sondern dass sie ist.“ Daraus schließt er: Wir Menschen seien „in einem gewissen Sinne abhängig, und das, wovon wir abhängig sind, können wir Gott nennen; Gott wäre in diesem Sinne einfach das Schicksal oder, was dasselbe ist, die – von unserem Willen unabhängige – Welt.“

Mystisch ist diese Welt, weil sie in Raum und Zeit oder auch als „Raumzeit“ ganzheitlich weder erkennbar noch erklärbar ist, trotz Einstein und Urknalltheorie, die das Wie erläutern, nicht aber das „Warum überhaupt?“. Die Lösung des Lebensrätsels, dass überhaupt etwas existiert, liegt schlechthin außerhalb dessen, was die Lebenden berechnen, unterscheidend eingrenzen und somit verstehen können. Diese wesentliche Einschränkung seines stolzen Wissens ist des Menschen Schicksal.

Und zum Schicksal der Phantasiebegabten, die den Schatten des unerkennbaren Ganzen täglich mit sich herumtragen, gehört dies: Sie können es einfach nicht lassen, „Schicksal“ zu sagen. ♦



THOMAS / KPA

JOERG LANTELMO / ALLOVER

SUNSET PARIS / SUPERBILD / INCOL

Menschen versuchen immer wieder, das Schicksal mit kleinen Dingen, Gesten und Tricks freundlicher zu stimmen